

umbrachte, der Herr über Leben und Tod war, begann einen Briefwechsel mit der vorgesetzten Stelle, um die Rechtslage dieses Falles zu klären. Er tat dies nicht aus Menschlichkeit, sondern weil er rechtsunsicher war, er wusste also nicht, wie er sich genau verhalten sollte. Die vorgesetzte Stelle gab die juristische Auslegung, dass in diesem Fall die Verordnung des Lebenlassens nicht zur Anwendung kommen könne, und daraufhin wurde der Häftling ermordet. Dieser Rascher hätte, gäbe es andere Gesetze, keinen Menschen ermordet, er wäre unter einer demokratischen Regierung ein vorbildlicher Demokrat, unter einer kommunistischen Regierung ein vorbildlicher Kommunist, unter den Nationalsozialisten ist er ein vorbildlicher Mörder geworden. – Wohin ich auch blicke, ich sehe nur vorbildliche Demokraten, die wortgetreu, frei von jeder Vernunft und Gefühl Gesetze, Anweisungen, Verordnungen, Vorschriften, Richtlinien und Erlasse befolgen. Die wenigen, die sich dagegen auflehnen, die ein wenig Individualismus und Zivilcourage zeigen, werden systematisch verschüchtert und verängstigt . . . Das ist der Grund, warum ich mich mit Deutschen nicht verbrüdere, warum ich die Woche der Brüderlichkeit ablehne und mir die Seele kocht bei dem Geschwätz von den lieben jüdischen Mitbrüdern; diejenigen, die heute grossartig von Toleranz reden, würden wiederum funktionieren wie Maschinen, denen man ein neues Programm eingegeben hat.«

5. Zu Beginn der Überlegungen hatte ich davon gesprochen, dass Auschwitz von uns nur moralisch erinnert werden könne, nicht »rein historisch«. Diese moralische Erinnerung der Judenverfolgung berührt auch das Verhältnis der Menschen dieses Landes zum *Staate Israel*. Wir

haben da keine Wahl (und darauf bestehe ich auch gegenüber meinen linken Freunden). Wir müssen jedenfalls die letzten sein, die den Juden, nachdem sie in der jüngsten Geschichte unseres Landes an den Rand der totalen Vernichtung gebracht wurden, nun ein übertriebenes Sicherheitsbedürfnis vorwerfen; und wir müssten die ersten sein, die der Versicherung der Juden glauben, dass sie ihren Staat nicht aus zionistischem Imperialismus, sondern als eine Art »Wohnung gegen den Tod«, als letzte Zufluchtsstätte eines durch die Jahrhunderte verfolgten Volkes verteidigen.

Damit breche ich die Nennung praktischer Perspektiven für das kirchliche und gesellschaftliche Leben ab. »Dialog statt Mission« ist möglich, ist – so wollte ich unterstreichen – notwendig. Ob »Reformation«, Umkehr aus der Wurzel, nicht nur ein historisches Ereignis, sondern ein gegenwärtiges, und zwar ein ökumenisches, ein Ereignis für alle Christen ist, das hängt daran, ob uns Christen die Re-formation, die Wende nach Auschwitz noch gelingt, ob uns gemeinsam ein neues Verhältnis zum jüdischen Volk und seiner Religion gelingt, nicht an Auschwitz vorbei, sondern als die Gestalt von Christentum, die uns nach Auschwitz allein vergönnt und freilich auch zugemutet ist. Denn, ich wiederhole: Wir Christen kommen niemals wieder nach Auschwitz zurück; über Auschwitz hinaus aber kommen wir, genau besehen, nicht mehr allein, sondern nur noch zusammen mit den Opfern. So, in dieser pointierten Form, verstehe ich die Mahnung Karl Barths in seinem »ökumenischen Testament« von 1966: »Wir wollen nicht vergessen, dass es schliesslich nur eine tatsächlich grosse ökumenische Frage gibt: unsere Beziehung zum Judentum.«

3 Ansprache von Papst Johannes Paul II. an die Repräsentanten jüdischer Organisationen am 12. März 1979*

Liebe Freunde,

Mit grosser Freude begrüsse ich in Ihnen die Leiter und Vertreter der jüdischen Weltorganisationen, Sie, die in dieser Eigenschaft zusammen mit den Vertretern der katholischen Kirche das Internationale Verbindungskomitee bilden. Ebenso begrüsse ich die übrigen Vertreter verschiedener nationaler jüdischer Komitees, die in Ihrer Begleitung hier sind.

Vor vier Jahren hat mein Vorgänger Paul VI. ebenfalls die Mitglieder des Internationalen Komitees in Audienz empfangen^{1/2/1a} und ihnen bei dieser Gelegenheit gesagt,

* Mit freundlicher Genehmigung seiner Redaktion entnommen aus dem »L'Osservatore Romano«, Wochenausgabe in deutscher Sprache (9/13), Vatikanstadt, 30. 3. 1979, S. 4.

¹ Dieses »Internationale Jewish Committee on Interreligious Consultations« (IJCIC) besteht seit 1970, vgl. FrRu XXII/1970, S. 82.

^{1a} Dazu gehören: B'nai B'rith-ADL, Jüdischer Weltkongress, American Jewish Committee, Synagogue Council of America, Israel Committee for Interreligious Consultations. Präsident *Philip M. Klutznik* war der Sprecher der jüdischen Delegation. Rabbiner *Ronald Sobel* aus New York, der Vorsitzende des Komitees für interreligiöse Konsultationen, überreichte dem Papst eine 1701 in Amsterdam gedruckte hebräische Bibel . . . – Die Audienz fand in einer herzlichen und entspannten Atmosphäre statt, der Papst unterhielt sich nach seiner Ansprache mit jedem der Delegationsteilnehmer in seiner Sprache: also englisch, französisch, deutsch, polnisch, italienisch, spanisch. – (Aus

wie sehr er sich freue, dass sie ihr Treffen in Rom, dem Zentrum der katholischen Kirche, abzuhalten beschlossen hätten (vgl. *Ansprache vom 10. Januar 1975*³).

Nun wollten auch Sie nach Rom kommen, um den Papst zu begrüssen und mit Mitgliedern der Kommission für religiöse Beziehungen zum Judentum zusammenzutreffen; sie wollten auf diese Weise den Dialog, den Sie in den vergangenen Jahren mit bevollmächtigten Vertretern der katholischen Kirche führten², wiederaufnehmen und ihm neue Impulse geben. Das ist ein bedeutsamer Augenblick in der Geschichte unserer Beziehungen, und ich bin glücklich über die Gelegenheit, selbst ein Wort zu diesem Thema sagen zu können.

Wie Ihr Sprecher^{1a} erwähnt hat, war die Erklärung »*Nostra aetate*« (vor allem Nr. 4) des Zweiten Vatikanischen Konzils der Ausgangspunkt für diese neue und verheissungsvolle Phase in den Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und der jüdischen Religionsgemeinschaft. Das Konzil stellte mit aller Klarheit fest, dass es »bei seiner Besinnung auf das Geheimnis der Kirche des Bandes gedenkt,

E. L. Ehrlich: Die Audienz der jüdischen Delegation. In: »Israelitisches Wochenblatt der Schweiz.«)

² Vgl. FrRu XXVI/1974, S. 74.

³ S. ebd., S. 14.

wodurch das Volk des Neuen Bundes mit dem Stamme Abrahams geistlich verbunden ist« (*»Nostra aetate«*, Nr. 4). Das Konzil begriff also, dass unsere beiden Religionsgemeinschaften auf der Ebene ihrer je eigenen religiösen Identität eng und beziehungsvoll miteinander verbunden sind. »So anerkennt die Kirche Christi, dass nach dem Heilsgeheimnis Gottes die Anfänge ihres Glaubens und ihrer Erwählung sich schon bei den Patriarchen, bei Moses und den Propheten finden . . . Deshalb kann die Kirche auch nicht vergessen, dass sie durch jenes Volk, mit dem Gott aus unsagbarem Erbarmen den Alten Bund geschlossen hat, die Offenbarung des Alten Testaments empfang« (*ebd.*, Nr. 4).

Aufgrund all dessen erkennen wir mit höchster Klarheit, dass der Weg, den wir mit der jüdischen Religionsgemeinschaft weitergehen sollten, der des brüderlichen Dialogs und der fruchtbaren Zusammenarbeit ist.

Diesem feierlichen Auftrag entsprechend hat der Hl. Stuhl versucht, die Mittel für diesen Dialog und diese Zusammenarbeit bereitzustellen und ihre Verwirklichung sowohl hier im Zentrum wie auch überall sonst in der Kirche zu fördern. So wurde 1974 die Kommission für religiöse Beziehungen zum Judentum gegründet⁴. Zur selben Zeit begann sich auf verschiedenen Ebenen der Dialog mit den Ortskirchen überall in der Welt und mit dem Hl. Stuhl selbst zu entwickeln. Ich möchte hier das freundliche Entgegenkommen und den guten Willen, ja die herzliche Initiative, welche die Kirche in Ihren Organisationen und anderen Bereichen der jüdischen Gemeinde angetroffen hat und weiter antrifft, anerkennend hervorheben.

Ich glaube, dass beide Seiten ihre eifrigen Bemühungen fortsetzen müssen, um die Schwierigkeiten der Vergangenheit zu überwinden sowie Gottes Liebesgebot zu erfüllen und einen wirklich fruchtbaren und brüderlichen Dialog zu fördern, der zum Wohl beider beteiligten Seiten und zu unserem besseren Dienst an der Menschheit beiträgt. Die von Ihnen erwähnten *Richtlinien*⁵, deren Wert ich unterstreichen und bestätigen möchte, geben manche Wege und Mittel für die Erreichung dieser Ziele an. Mit Recht haben Sie auf folgendes besonderen Nachdruck gelegt: »Die Christen müssen sich daher bemühen, eine bessere Kenntnis der grundlegenden Elemente der religiösen Überlieferung des Judentums zu erlangen; sie müssen lernen, mit welchen wesentlichen Zügen die Juden sich selbst im Licht ihrer eigenen religiösen Erfahrung sehen« (*Richtlinien*, Einleitung).

Eine weitere wichtige Überlegung ist folgende: »Kraft ihrer göttlichen Sendung und ihres eigentlichen Wesens muss die Kirche der Welt Jesus Christus verkündigen (vgl. *Ad gentes*, Nr. 2). Damit aber das Zeugnis der Katholiken von Jesus Christus keine Beleidigung für die Juden darstellt, müssen sie darauf achten, ihren christlichen Glauben so zu leben und zu verbreiten, dass sie die strikte Achtung vor der religiösen Freiheit in Übereinstimmung mit der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils (Erklärung *Dignitatis humanae*) wahren. Desgleichen sollen sie bestrebt sein, Verständnis für die Schwierigkeiten aufzubringen, die für die – von einer äusserst hohen, reinen Vorstellung von der Transzendenz Gottes durchdrungene – jüdische Seele entstehen, wenn sie mit dem Mysterium des fleischgewordenen Wortes konfrontiert wird« (*Richtlinien*, Nr. 1).

Diese Empfehlungen beziehen sich natürlich auf den katholischen Gläubigen, doch halte ich es nicht für über-

flüssig, sie hier zu wiederholen. Sie verhelfen uns zu einer klaren Vorstellung von Judentum und Christentum und ihrer tatsächlichen wechselseitigen Beziehung. Sie sind hierhergekommen, so glaube ich, um uns beim Nachdenken über das Judentum zu helfen. Und ich bin sicher, dass wir in Ihnen und den von Ihnen vertretenen Komitees eine echte und tiefe Bereitschaft zum Verständnis des Christentums und der katholischen Kirche, so wie sie heute ist, finden, so dass wir von beiden Seiten her auf unser gemeinsames Ziel, nämlich die Überwindung jeder Art von Vorurteil und Diskriminierung, zusteuern können⁶. Es mag in diesem Zusammenhang von Nutzen sein, noch einmal auf die Konzilserklärung *»Nostra aetate«* hinzuweisen und zu wiederholen, was die *Richtlinien* dazu sagen, dass »jede Form des Antisemitismus und der Diskriminierung als dem wahren Geist des Christentums widersprechend« angesehen werden muss, »die zu verurteilen aber in jedem Fall die Würde der menschlichen Person allein genügen müsste« (*Richtlinien*, Einleitung). Die katholische Kirche verwirft daher im Prinzip und in der Praxis jede Verletzung der Menschenrechte, wo immer in der Welt sie auftritt. Ich bin besonders glücklich, heute in Ihrer Gegenwart den eifrigen und wirkungsvollen Einsatz meines Vorgängers Pius XII. für das jüdische Volk in Erinnerung zu rufen. Und ich werde meinerseits fortfahren, mit Gottes Hilfe in meinem pastoralen Dienstamt in Rom – wie ich es schon als Bischof von Krakau mich zu tun bemühte – all denen Beistand zu leisten, die leiden oder in irgendeiner Weise unterdrückt werden⁶.

Wenn ich so in die Fussstapfen vor allem Pauls VI. trete, möchte ich den geistlichen Dialog unterstützen und alles, was in meiner Macht steht, für den Frieden in dem Land tun, das Ihnen wie uns heilig ist, in der Hoffnung, dass die Stadt Jerusalem als harmonischer Mittelpunkt für die Anhänger der drei grossen monotheistischen Religionen, des Judentums, des Islams und des Christentums, die alle diese Stadt hoch in Ehren halten, garantiert wird⁷.

Ich bin sicher, dass unsere heutige Begegnung, um die Sie freundlicherweise ersucht haben, selbst schon Ausdruck des Dialogs und ein weiterer Schritt in Richtung auf jenes vollere gegenseitige Verständnis ist, das zu erreichen wir aufgerufen sind. Bei der Verfolgung dieses Zieles sind wir uns alle dessen sicher, dass wir in Treue und Gehorsam gegenüber dem Willen Gottes, des Gottes der Patriarchen und Propheten, handeln. So möchte ich mich denn am Ende dieser Gedanken Gott zuwenden. Wir alle, Juden und Christen, beten häufig zu ihm mit denselben Gebeten, aus einem Buch, das wir beide als Wort Gottes betrachten. Es liegt bei ihm, den beiden Religionsgemeinschaften, die einander so nahe sind, jene Versöhnung und wirk-

⁴ Vgl. dazu: »Redemptor hominis« (Christus der Erlöser und der Mensch), die erste Enzyklika von Papst Johannes Paul II. vom 11. 3. 1979 »an alle Menschen guten Willens«.

⁶ Vgl. u. S. 98, Anm. 1 (*).

⁷ E. L. Ehrlich weist darauf hin, dass in diesem Zusammenhang *Philip Klutznik* in seiner Adresse an den Papst einen wichtigen Gedanken dieses jüdischen Selbstverständnisses so formuliert hat: »Nach jüdischem Selbstverständnis ist das Band des Bundesvolkes mit dem Land fundamental. In der langen Geschichte des jüdischen Volkes sind wenige Ereignisse so schmerzlich erfahren worden wie das Exil, die Trennung des Volkes vom durch Gott verheissenen Land. Niemals während dieser Trennung hat das Volk Israel die Hoffnung auf die Erfüllung des göttlichen Versprechens verloren.« – Wenn der Papst Jerusalem Harmonie wünscht, die alle dort geniessen mögen, denen sie teuer ist, so entsprechen diese Formulierungen weitgehend dem, was Juden heute ebenfalls über den Frieden und die religiöse Freiheit in dieser Stadt äussern. Juden würden vielleicht noch hinzufügen, dass erst 1967, nach der Vereinigung der 1948 getrennten Stadt, die volle religiöse Freiheit für alle Religionen dort wiederhergestellt worden ist (*ibid.* Anm. 1^a).

(Alle Anmerkungen d. Red. d. FrRu).

⁴ Vgl. a. a. O., S. 3 ff.: Vatikanische Richtlinien und Hinweise für die Durchführung der Konzilserklärung »Nostra aetate«, Nr. 4 vom 3. 1. 1975.

liche Liebe zu schenken, die zugleich sein Gebot und seine Gnadengabe sind (vgl. *Lev* 19, 18; *Mk* 12, 30). In diesem Sinne, glaube ich, werden wir jedes Mal, wenn Juden das »Sh'ma, Israel« sprechen, jedes Mal, wenn Juden das der ersten beiden grossen Gebote erinnern, durch Gottes Gnade einander nähergebracht.

Als Zeichen des bereits erreichten Verständnisses und der brüderlichen Liebe möchte ich noch einmal Ihnen allen mein herzlichstes Willkommen mit jenem bedeutungsreichen hebräischen Wort zum Ausdruck bringen, das auch wir Christen in unserer Liturgie verwenden: »Friede sei mit euch! Shalom, Shalom!«

4 Katholische Bischöfe der Schweiz, Frankreichs und Österreichs rufen zur Wachsamkeit auf

I Erklärung der Schweizer Bischofskonferenz zum christlich-jüdischen Gespräch (4. Juli 1979)

Mit Interesse und Freude nehmen wir Bischöfe der römisch-katholischen Bistümer der Schweiz wahr, dass bei den Christen in unserem Land die Überzeugung wächst, dass das jüdische Volk und die Kirche Jesu Christi trotz aller Unterschiede zu einer echten Solidarität zum Wohl der ganzen Menschheit gerufen sind. Diese neue Sensibilität zeigte sich in jüngster Zeit unter anderem in vielen Diskussionen im Zusammenhang mit der Ausstrahlung des Fernsehfilms »Holocaust« und mit den Reaktionen auf die da und dort auch in der Schweiz auftretenden antisemitischen Äusserungen¹.

Wir Bischöfe sind der festen Überzeugung, dass man heute als Christ nicht mehr wirklich christlich mit Juden und über das Judentum sprechen kann, wenn man so tut, als hätte sich das millionenfache Quälen und Morden von Juden in der näheren und fernen Vergangenheit nicht ereignet und als wäre in diesem Zusammenhang nicht auch von Mitverantwortung der Christen zu reden. Die Erkenntnis zum Beispiel, dass in nationalsozialistischer Zeit

nicht selten Kleingläubigkeit, Feigheit, Schwäche und Schuld auch in der Schweiz offenbar wurden, soll zum starken Beweggrund für ein christliches Handeln in der heutigen Welt werden. Erst wenn ein entspanntes und ehrliches Gesprächsklima da ist, wenn über die Verbrechen an Juden, Zigeunern, Polen, Russen, alten und behinderten Menschen sowie über die Hintergründe dieser Verbrechen geredet wird, können Menschen guten Willens gemeinsam und erfolgreich an einer humanen Welt und an der Versöhnung arbeiten.

Die Synode 72 hat unter anderem die Notwendigkeit unterstrichen, dass die Christen zur Vermeidung des Antijudaismus und zur Förderung der christlich-jüdischen Solidarität das Judentum vermehrt in seinem Eigen- und Selbstverständnis kennenlernen sollten. Wir Bischöfe möchten die damaligen Forderungen bekräftigen², und wir wünschen, dass vor allem Seelsorgern und Katecheten schon während ihrer Ausbildung solide Grundkenntnisse über das Judentum vermittelt werden.

¹ Vgl. u. a. u. S. 118 ff.

² Vgl. in FrRu XXVI/1974, S. 76 f. (Anmerkungen d. Red. d. FrRu).

II Leitartikel von Kardinal Roger Etchegaray, Erzbischof von Marseille*, in »L'Eglise aujourd'hui à Marseille« vom 4. März 1979

Aus dem Diözesanblatt der Diözese Marseille »L'Eglise aujourd'hui à Marseille« vom 4. 3. 1979 entnehmen wir den Leitartikel und geben ihn in Übersetzung aus dem Französischen wieder. Bemerkenswert in dem Beitrag auch ist der Hinweis auf die *spezifisch religiöse Natur* der Wurzeln des Antisemitismus [Judenhasses]. Wegen dieses Ursprungs des Judenhasses unterscheidet sich auch der jüdische »Holocaust« von allen anderen Genoziden. (Anm. d. Red. d. FrRu.)

Wir wollen uns doch nicht bei Problemen der Form und der Opportunität aufhalten, die der Film »Holocaust« aufwirft. Er ist da und man muss ihn als solchen annehmen. Man muss ihn um unseretwillen selbst annehmen.

* Wir freuen uns, dass Erzbischof Roger Etchegaray von Papst Johannes Paul II. am 1. Juli 1979 offiziell zum Kardinal ernannt wurde. Dem »L'Osservatore Romano« vom 29. 6. 1979 entnehmen wir: »Roger Etchegaray wurde am 25. September 1922 in Espelette, Diözese Bayonne/Frankreich, geboren. An der Gregoriana in Rom erwarb er das Lizentiat in Theologie und das Doktorat in Kirchenrecht. Etchegaray wurde am 13. Juli 1947 zum Priester geweiht. Seit 1949 Sekretär des Bischofs seiner Heimatdiözese, wurde er 1954 Generalsekretär der Diözesanwerke und der Katholischen Aktion Frankreichs und 1955 Generalvikar der Diözese. 1961 gründete er in

Was heute wie gestern seine Gültigkeit hat, ist hier das eigentlich aufgeworfene Problem, es ist das Problem des Judenhasses, und es handelt sich darum, es im einzelnen zu analysieren, *ohne dies mit anderen Formen des Rassismus oder Genozids zu verwässern*¹. Denn seine Wurzeln sind spezifisch von religiöser Natur. Ohne Zweifel geht der Juden Hass noch auf vorchristliche Zeit zurück. Aber man muss auch zugeben, dass er sich in christlicher Atmosphäre durch pseudo-religiöse Argumente verstärkt

Paris das Seelsorgebüro der französischen Bischöfe. 1966 wurde er Generalsekretär der Französischen Bischofskonferenz. Papst Paul VI. ernannte ihn am 1. April 1969 zum Weihbischof in Paris. Am 27. Mai 1969 empfing Etchegaray die Bischofsweihe. Am 22. Dezember 1970 wurde er zum Erzbischof von Marseille ernannt. Roger Etchegaray ist Prälat der »Mission de France«, Präsident der Französischen Bischofskonferenz, Mitglied des Rates des Generalsekretariates der römischen Bischofssynode und Mitglied des Sekretariats für die Einheit der Christen. Von 1971 bis 1979 war er Präsident des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEF).

¹ Anm. und Hervorhebung d. Red. d. FrRu.